

Zur Rekonstruktion autobiographischer Quellen in der qualitativen Biographieforschung

Ein Analysemodell vor dem Hintergrund der Zeitschichten-Theorie
von Reinhart Koselleck¹

Frank Hager

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag basiert auf methodischen Vorüberlegungen zur Rekonstruktion des autobiographischen Teils des Nachlasses Hans Hubert von Ranke (1902-1978). Diskutiert werden, neben generellen erkenntnistheoretischen Problemen bei der Verwendung von subjektiven Erinnerungszeugnissen im Forschungsprozess, insbesondere die Möglichkeiten einer Erweiterung des vorhandenen methodischen Instrumentariums im Rahmen qualitativer Analyse. Dabei wird dem Ansatz, autobiographische Quellen mit einem sozialkommunikativen Zugriff in die historische Forschungspraxis zu integrieren, besondere Bedeutung zugemessen. Im Rahmen dieses Beitrags wird der Versuch unternommen, diese zunächst fallspezifischen Überlegungen in ein allgemeines Modell zu überführen, das dann über den ursprünglichen Anlass hinaus den Forschungsprozess auf der Basis eines genuin geschichtswissenschaftlichen Ansatzes strukturieren könnte. Die Herleitung des Analyserasters erfolgt aus dem Zeitschichten-Theorem von Reinhart Koselleck. Gezeigt wird, dass ein solches, an dem Paradigma der Erfahrungsschichtung ausgerichtetes Modell in der Lage ist, die Verflechtungen von Schreibgegenwart, erlebter und erinnelter Vergangenheit, für den Forschungsprozess zu rekonstruieren.

1 Der nachfolgende Beitrag basiert wesentlich auf Auszügen meiner Abschlussarbeit zur Erlangung des Grades eines Magister Artium, vorgelegt an der FernUniversität Hagen, Fakultät für Kultur- und Sozialwissenschaften, Historisches Institut, Lehrgebiet Neuere Deutsche und Europäische Geschichte, am 9. Januar 2012: „Die autobiographischen Aufzeichnungen Hubert von Ranke. Sozialisation und Lebenslauf bis 1933 vor dem Hintergrund des Zeitschichten-Modells von Reinhart Koselleck“. Das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit lag einerseits in der Aufarbeitung des Ranke-Nachlasses mit dem Ziel der Vorbereitung einer späteren biographischen Gesamtdarstellung, andererseits auf einer allgemeinen Erweiterung des methodischen Ansatzes bei der Verarbeitung von autobiographischen Aufzeichnungen im geschichtswissenschaftlichen Forschungsprozess. Auf diesen zweiten Gesichtspunkt konzentriert sich dieser Beitrag.

1. Einleitung

Hans Hubert von Ranke (1902-1978), Journalist und Widerstandskämpfer, hinterließ eine Fülle von – teils fragmentarischen – autobiographischen Quellen, welche jedoch in der historischen Forschung bisher weitgehend unbeachtet blieben.² Es gibt über Ranke lediglich vereinzelt Hinweise auf seine Person – beispielsweise in Spezialstudien zur Rolle der Arbeiterpartei der marxistischen Vereinigung (POUM)³ im spanischen Bürgerkrieg (Tossdorf 1993, 123, Anm. 22.)⁴ oder der deutschen Besatzungspolitik im Frankreich der Vichy-Regierung.⁵ Dass aber sein „vielfach zerrissener Lebenslauf [...] eine eigene Darstellung wert“ wäre, vermerkte zuletzt Hans Magnus Enzensberger in seinem 2008 erschienenen Buch über Kurt von Hammerstein (Enzensberger 2008, 91). Dass dieser Lebenslauf Hubert von Rankes sich nicht nur über vier grundverschiedene Systeme politischer und gesellschaftlicher Organisation allein in Deutschland erstreckte, sondern auch die europäische Perspektive im Hinblick auf Spanien und Frankreich eröffnet, macht das Vorhaben umso reizvoller.⁶ Ohne dabei die unterschwellig präsente Frage nach der Möglichkeit der Verallgemeinerung der Befunde aus den Augen zu verlieren, dürfte hier schon die Aufarbeitung des Einzelschicksals von grundsätzlichem Interesse sein.

Für eine solche lebensgeschichtliche Synthese wären im Fall Ranke nun in besonderem Maße dessen autobiographische Schriften – sie stellen den Großteil des Nachlasses dar – zu berücksichtigen. Diese decken auch fast die gesamte Lebensspanne in retrospektiver Betrachtung ab, sind aber keineswegs zusammenhängend, sondern zu ganz unterschiedlichen, teilweise weit auseinanderliegenden Zeitpunkten entstanden. Abgesehen von dem ohnehin ereignisreichen Lebenslauf Rankes, stellt sich bei der Arbeit mit den im Nachlass vorliegenden autobiographischen Quellen also zusätzlich das Problem, diese entsprechend ihres Erfahrungsgehalts und Entstehungszusammenhangs zu operationalisieren. Damit verbinden sich unmittelbar weitere Vorüberlegungen, die insbesondere die Anforderungen an die Quellengattung der Autobiographie im Rahmen historiographischer Arbeit zum Gegenstand haben und die nachfolgend ausführlicher behandelt werden sollen.

Zu diskutieren sind, neben generellen erkenntnistheoretischen Problemen bei der Verwendung von subjektiven Erinnerungszeugnissen im Forschungsprozess, insbesondere auch die Möglichkeiten einer Erweiterung des vorhandenen methodischen Instrumentariums im Rahmen qualitativer Analyse. Dabei wird dem Ansatz, autobio-

2 Wesentliche Teile des Nachlasses befinden sich im Institut für Zeitgeschichte in München. ED 161/1-13, 1981.

3 Partido Obrero de Unificación Marxista.

4 Tossdorf bezeichnet Hans Hubert von Ranke als Großneffen des Historikers Leopold von Ranke. Ebenso taucht Ranke auch als Enkel des Historikers auf: So in Coppi et al. 2001, 57, Anm. 205. Hans Hubert von Ranke war aber tatsächlich der Urgroßneffe Leopold von Rankes.

5 Hierzu ausführlich Delacor 1999, 223. So befindet sich sein Name in prominenter Gesellschaft auf den sogenannten „Auslieferungslisten“ des Reichssicherheitshauptamtes.

6 Ranke wuchs im großbürgerlich-intellektuell geprägten Milieu der Kaiserzeit auf, nahm im Freikorps Oberland am „Sturm auf den Annaberg“ teil (1921) und wurde 1927 Leitender Angestellter der Luftwaffe in Berlin. Zu dieser Zeit stand er bereits in engem Kontakt mit Hans Kippenberger und schrieb unter Pseudonym für die kommunistische Monats-Zeitschrift „Der Aufbruch“. Nach kurzer Gestapo-Haft emigrierte Ranke zunächst nach Paris, nahm als Mitglied der Internationalen Brigade XI am Spanischen Bürgerkrieg teil und blieb bis zu seiner Rückkehr nach München 1960 in Frankreich.

graphische Quellen mit einem sozialkommunikativen Zugriff in die historische Forschungspraxis zu integrieren, besondere Bedeutung zugemessen. Im Rahmen dieses Beitrags soll nun der Versuch unternommen werden, diese zunächst fallspezifischen Überlegungen in ein allgemeines Modell zu überführen, das dann über den ursprünglichen Anlass der Vorbereitung einer Ranke-Biographie hinaus den Forschungsprozess mit autobiographischen Quellenmaterial auf der Basis eines genuin geschichtswissenschaftlichen Ansatzes strukturieren könnte – freilich ohne sich dabei anderen methodischen Zugängen zu verschließen. Ein solches Modell müsste zudem die schreibgegenwärtige Situation des autobiographischen Selbstentwurfs gleichberechtigt in die Analyse miteinbeziehen, um so der hier vorausgesetzten sozial-kommunikativen Charakteristik autobiographischer Texte gerecht zu werden.

Zuvor wird die nach wie vor nicht ganz unproblematische Einordnung autobiographischer Quellen in den Rahmen zeitgeschichtlicher Historik – als theoretische und methodische Herausforderung – kurz thematisiert. Daran anschließend werde ich anhand des Modells der „Zeitschichten“ (Koselleck 2003) erörtern, wie ein perspektivisch erweiterter Zugriff auf die Quellengattung Autobiographie innerhalb dieses Rahmens gelingen kann. Dabei wird davon ausgegangen, dass dieser Ansatz eine weitergehende Analyse der Verflechtung von autobiographischen Selbstentwürfen und zeitgeschichtlichen Erfahrungen auf Grundlage subjektiver Quellentexte erleichtert. Anders gefragt: Welche Möglichkeiten eröffnet der sozialkommunikative Ansatz für die Arbeit mit autobiographischen Quellen, und wie kann Reinhart Kosellecks umfassende Theorie geschichtlicher Zeiten in ein Modell zur Quellenkritik überführt werden?

2. Autobiographie als Sozialkommunikation

Lange Zeit wurde in der Autobiographieforschung⁷ der Versuch, zu einer Wirklichkeit außerhalb des Textes vorzudringen, lediglich mit dem Fokus auf die im Text erzählten historischen Konstellationen unternommen. Diese sollten dann mittels der Korrekturfolie etablierter Forschungsergebnisse als Gradmesser für die Objektivität der im Text subjektiv konstruierten Ereigniszusammenhänge der erinnerten Vergangenheit dienen. Hier wird deutlich, dass eine derart betriebene Quellenkritik ganz von selbst zu überwiegend negativen Einschätzungen bezüglich des Quellenwerts autobiographischer Texte kommen musste. Jedenfalls dann, wenn historische Referentialität in dem Sinne verstanden wird, wie er sich aus dem Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts entwickelt hat. Volker Depkat dagegen hat überzeugend nachgewiesen, dass dieser „Durchgriff auf eine dahinterstehende historische Realität“ (Depkat 2007, 22) keineswegs unterbleiben muss, sondern auf der Basis einer methodischen Erweiterung überzeugend gelingen kann. In diesem Sinne gilt es, Autobiographien als sozialkommunikative Akte zu verstehen und die textimmanente Analyse der narrativen Strukturen durch Kategorien außerhalb des Textes zu ergänzen.⁸

Sicherlich sind auch die dabei zu Tage tretenden Bedingungen der autobiographischen Schreibkonstellation nicht endgültig dingfest zu machen, sondern verändern

7 Sofern diese innerhalb der Geschichtswissenschaft als Quellenkritik betrieben wurde.

8 Vgl. dazu grundlegend Depkat 2003, Depkat 2004, Depkat 2010a, Depkat 2010b. Sowie aus der Sicht der Soziologie Heinze 2007, Heinze 2010a, Heinze 2010b, Heinze et al. 2010.

sich unter Maßgabe der jeweiligen Erinnerungskonkurrenzen und fordern damit möglicherweise wiederum neue Widersprüche heraus. Aus diesem Grund sollten diese außertextuellen Bezüge als Faktoren einer individuellen Kommunikationssituation des Autobiographen mit seiner sozialen Umwelt wahrgenommen werden. Nur wenn eine angemessene Untersuchung der außertextuellen Bedingungen der Schreibgegenwart des Autobiographen betrieben wird, kann eine Analyse der narrativen Strukturen an diese zurückgebunden werden und so den komplexen Entstehungs- und Bedingungs-zusammenhang von Autor und Text in den Fokus autobiographischer Quellenkritik stellen. Die Narrativität des autobiographischen Textes konstituiert sich somit als retrospektive Darstellung *und* Deutung gegenwärtig erinnertes und reflektierter Primärerfahrung. Erst in einem nächsten Schritt der Analyse sollten dann genuin geschichtswissenschaftliche Fragestellungen an die im Text erzählte Vergangenheit herangetragen werden.

3. Reinhart Kosellecks Theorie der Zeitschichten

Die dem Ansatz dieses Beitrags wesentlich zu Grunde liegende Theorie der ‚Zeitschichten‘ wurde von Reinhart Koselleck selbst nicht mehr als Bestandteil einer in sich geschlossenen Historik vorgelegt. Der Sammelband gleichen Namens aus dem Jahr 2000 vereinigt eine Reihe zeitlich breit gestreuter Aufsätze, die aus unterschiedlichen Perspektiven die theoretischen Bedingungen *möglicher Geschichten* erörtern. Die für Kosellecks Forschungsarbeit geradezu treibende Kraft war fraglos seine Überzeugung von einer generellen und grundsätzlichen ‚Theoriebedürftigkeit der Geschichte‘. Dieser theoretische Ansatz, der sich auch gegen die unreflektierte Übernahme „eine[r] aus der Soziologie entlehnte[n] historische[n] Gesellschaftstheorie“ (Hoffmann 2011, 175) durch professionelle Historiker wendet, wurde von Koselleck zeitlebens verfolgt und wird auch in den ‚Zeitschichten‘ nochmals entfaltet. Hier finden sich zudem alle Eckpunkte seiner Theorie historischer Zeiten, die, im Kontext früherer Arbeiten zur Begriffsgeschichte, die Notwendigkeit unterstreichen, eine der Geschichtswissenschaft angemessene, eigene *Zeitlichkeit* zu definieren. Seine Historik „fragt nach den theoretisch zu erbringenden Vorgaben, die es begreiflich machen sollen, warum sich Geschichten ereignen, wie sie sich vollziehen können und ebenso warum und wie sie untersucht, dargestellt und erzählt werden müssen“ (Koselleck 2003, 99). Diese Vorgaben – oder Bedingungen möglicher Geschichten – sind für Koselleck auch dem verstehenden Zugriff der Hermeneutik vorgelagert. In Auseinandersetzung mit den erkenntnistheoretischen Arbeiten Hans Georg Gadammers behauptet Koselleck die Eigenständigkeit dieser Wiederholungs- und Möglichkeitsstrukturen a priori:

Es handelt sich also um Kategorien, die auf eine Seinsweise möglicher Geschichten zielen, die so etwas wie Verstehen und Begreifen erst provozieren.
(Koselleck 2003, 112)

Daraus ergibt sich eine weitreichende Konsequenz für das Geschichtsverständnis Kosellecks. Indem Koselleck die Hermeneutik den Seinskategorien möglicher Geschichten nachordnet, kann er auch an „einem Wahrheitsbegriff festhalten, der sie (die Geschichtswissenschaft, Anm. d. Verf.) überhaupt erst zur Wissenschaft macht“

(Hoffmann 2011, 185). Er löst das Problem des geschichtswissenschaftlichen Objektivitätsgebotes aus seiner Bezogenheit auf die Auswahl und den methodischen Umgang mit den Quellen heraus und hebt es auf eine erkenntnistheoretische Ebene, die a priori jeder Textauslegung vorauslaufen muss. Die von ihm beschriebenen Seinskategorien sind dann als Bedingungen geschichtlicher Wahrheiten zu verstehen und, von Kosellecks Systematik her, außerhalb der überlieferten Texte zu suchen. Sie können deshalb auch nicht als Bestandteile einer empirischen Historie aus der Geschichte extrahiert werden, als etwa verschiedene Perspektiven auf (und damit: Wahrheiten über) ein und dasselbe historische Ereignis, da sie diese Multiperspektivität erst mitbedingen. Dadurch, dass sie beschreiben „wie sich Geschichten überhaupt historisch konkret ereignen können“, konstituieren sie Bedingungen, die sich dem sprachlichen Zugriff ex post – aus den Quellen heraus – nicht ohne weiteres erschließen (Hoffmann 2011, 184).

Der *linguistic turn* mit seiner Textbezogenheit greift für Koselleck dabei ebenso zu kurz wie eine nur sprachphilosophisch ausgerichtete Hermeneutik, denn „[m]ehr noch als für andere Wissenschaften, die sich auf Textexegesen stützen, sei die Historie darauf angewiesen, die Differenz zwischen vergangener Wirklichkeit und der Sprache auszumessen, auch wenn sich diese Wirklichkeit nur sprachlich konstituiert“ (Hoffmann 2011, 185). Gerade die von ihm gesuchten überindividuellen Wiederholungsstrukturen sind es ja, die Ereignisse hervortreiben „auf die jedes Wort, jeder Satz, jede Rede nur noch reagieren kann“ (Hoffmann 2011, 185). Folgerichtig geben also „die Bedingungen möglicher Geschichten [...] auch die Möglichkeiten historischer Analyse oder Erzählung vor“ (Hoffmann 2011, 186).

Diese Überlegungen sind als metatheoretischer Rahmen zu verstehen, innerhalb dessen dann nachfolgend in weiteren Schritten der Quellenkritik, durchaus auch Theorien niedrigerer Aggregatsebene wie beispielsweise die oben genannten sozialwissenschaftlichen Gesellschaftstheorien ihren Platz beanspruchen. Ohne „den Mut zur Hypothesenbildung, ohne die eine historische Forschung nicht auskommt“ (Koselleck 1989, 206) hängen diese aber gewissermaßen in der Luft, da sie erst innerhalb einer Theorie geschichtlicher Zeiten und Bedingungen ihren analytischen Nutzen voll entfalten. Daher wird hier der Ansatz verfolgt, zuerst den erkenntnistheoretischen Rahmen zu spannen, innerhalb dessen sich eine genuin geschichtswissenschaftliche Kritik autobiographischer Quellen mit Hilfe des Zeitschichten-Modells bewegen könnte. Aus diesem Grund soll nachfolgend erst einmal geklärt werden, in welchen Traditionen erkenntnistheoretischen Denkens Koselleck selbst steht und welche Auswirkungen sich daraus für seine Theorieforschung und für sein Geschichtsverständnis ergeben.

4. Erkenntnistheoretische Ursprünge der Zeitschichten-Hypothese

Den Ansatz, ‚Dasein‘ ausschließlich ‚geschichtlich‘ zu denken, hat Koselleck von Heidegger übernommen. Ich werde diesen Ansatz etwas eingehender erläutern, da er von zentraler Bedeutung für das Geschichtsverständnis Kosellecks ist, der aus diesem heraus schließlich seine eigenen Kategorien und Begriffe entwickelt. Dabei wird sich zeigen, dass sich aus der Sicht Kosellecks das Problem der Autobiographie als Quelle aus einem anderen Blickwinkel darstellt, als es üblicherweise diskutiert wird. Diese Feststellung ist von besonderer Bedeutung für den in dieser Arbeit verfolgten Ansatz,

das Zeitschichten-Modell als Hintergrund einer Analyse autobiographischer Quellen zu nutzen, und den damit verbundenen Versuch, das erkenntnistheoretische Potential autobiographischer Quellenforschung aufzuzeigen.

Das Geschichtsverständnis, welches der Koselleck'schen Historik im Entwurf zu Grunde liegt, kann autobiographische Quellen ganz selbstverständlich als gleichberechtigte Quellen in die Forschungsarbeit einbeziehen, da die Frage nach der ‚Minderwertigkeit‘ von Quellentypen hier nicht zum erkenntnistheoretischen Problem werden kann, an dem sich gleichzeitig die ganze Wahrheitsfrage der Geschichtswissenschaft schlechthin erweisen muss. Erkenntnis von historischer Wahrheit ist bei Koselleck nicht mehr nur primär an die empirische Überprüfbarkeit des Wahrheitsgehalts von Quellentexten gebunden, sondern zeitigt sich in der historischen Analyse durch Seinskategorien und Wiederholungsstrukturen, die – wie oben schon genannt – außerhalb der Texte zu suchen sind, wengleich sie diese in Form und Inhalt bedingen.

Vielmehr gewinnt unter dem Postulat der Geschichtlichkeit allen Daseins – als originäre Voraussetzung geschichtlicher Erkenntnis – die Tradition (im Sinne von Wirkungsgeschichte) historischer Überlieferung wesentlich an Bedeutung. Und zwar in bewusster Erweiterung zur historisch-kritischen Methode, die in Anlehnung an das Experiment in den Naturwissenschaften auch in den Geisteswissenschaften Objektivität durch Nachprüfbarkeit und Wiederholung zu erreichen versucht, indem „das gesamte Verfahren kontrollierbar“ wird (Gadamer 1975, 329). Dieser Fokus auf die methodische „Veranstaltung“ der Geisteswissenschaften, die in der Nachfolge des Aufklärungsdenkens ihre weitgehend noch bis heute gültigen Prämissen objektiver Forschung entwickelte, schloss eine besondere Berücksichtigung der „Geschichtlichkeit der Erfahrung“ (Gadamer 1975, 329) aus:

Es ist das Ziel der Wissenschaft, Erfahrung so zu objektivieren, daß ihr keinerlei geschichtliches Moment mehr anhaftet. (Gadamer 1975, 329)

Damit ist aber auch der Zugang zu der „innere[n] Geschichtlichkeit der Erfahrung“ (Gadamer 1975, 329) verstellt, indem die „Theorie der Erfahrung ganz teleologisch auf den Wahrheitserwerb bezogen ist, der in ihr erreicht wird“ (Gadamer 1975, 330).

Diese Überlegungen Gadamers lassen bereits erahnen, dass eine derart verstandene Geschichtswissenschaft eine Vorliebe für solche Quellen entwickeln musste, die sich methodisch, mit Hilfe des historisch-kritischen Ansatzes, für das Erkenntnisideal des etablierten Forschungskanons möglichst reibungslos objektivieren lassen. Autobiographische Quellen erfüllen nun diese Voraussetzungen – nach alledem was bereits weiter oben dazu gesagt wurde – eindeutig nicht. Die Problematik im Umgang mit dieser Quellengattung resultiert also nicht nur aus der Notwendigkeit einer Erweiterung angemessener Methodik, sondern auch aus dem zu Grunde liegenden Wissenschaftsverständnis. Dass eine Neuausrichtung im Sinne Kosellecks dabei nicht zwangsläufig auf das Postulat der Objektivität verzichten muss, hat schon Heidegger in genau diesem Zusammenhang – bezogen auf die Historie als Wissenschaft – ausgeführt:

Denn die Objektivität einer Wissenschaft regelt sich primär daraus, ob sie das ihr zugehörig thematisch Seiende in der Ursprünglichkeit seines Seins dem Verstehen unverdeckt entgegenbringen kann. (Heidegger 1979, 395)

Wie nun diese von Heidegger so genannte Ursprünglichkeit des Themas auch durch die Vorurteile des Verstehens hindurch sichtbar bleiben kann, hat Hans Georg Gadamer in „Wahrheit und Methode“ (Gadamer 1975) ausgeführt. Im Bemühen der Aufklärung, jegliche Vorurteile – im Sinne von Urteilen *ohne* Begründung – im Geiste eines radikalen Rationalismus zu diskreditieren, formuliert sich „der Anspruch der wissenschaftlichen Erkenntnis, sie völlig auszuschalten“ (Gadamer 1975, 255).

Dabei sei nach Gadamer „[l]ediglich Offenheit für die Meinung des anderen oder des Textes“ gefordert, „sich von ihm (dem Text, Anm. des Verf.) etwas sagen zu lassen“. Keineswegs setzt „[s]olche Empfänglichkeit [...] weder sachliche ‚Neutralität‘ noch gar Selbstausslöschung voraus, sondern schließt die abhebende Aneignung der eigenen Vormeinungen und Vorurteile ein“ (Gadamer 1975, 255). Anders gewendet: Es kommt vielmehr darauf an, sich die eigenen Vorurteile – die notwendig jedem Verstehen vorauslaufen – zu vergegenwärtigen und offenzulegen, so dass sie den Zugang zum Thema unverdeckt sichtbar werden lassen.

Demnach muss eine Geschichtswissenschaft, die versucht, Objektivität dadurch herzustellen, dass sie, „dem Prinzip des cartesianischen Zweifels“ (Gadamer 1975, 255) folgend, „sich gegen die Überlieferung, die aus dem Text ihre Stimme erhebt“ (Gadamer 1975, 254), abschottet, einen Preis zahlen, der sich in der Verlagerung des wissenschaftlichen Themas von dort in den Bereich der Methodik niedergeschlagen hat. Der „Schritt zur objektiven Erkenntnis der geschichtlichen Welt, die der Erkenntnis der Natur durch die moderne Wissenschaft ebenbürtig zur Seite tritt“, ist von dieser Warte aus nur noch ein (scheinbar) kleiner (Gadamer 1975, 259). Dass aber objektive Erkenntnis erst recht nicht zu erreichen sei, indem man ausschließlich im Bereich der methodisch gesicherten Urteile nach ihr suche, ist einer der ganz entscheidenden Gedanken, der auch Kosellecks Historik geprägt hat. Die Unmittelbarkeit oder *Geschichtlichkeit* des Daseins – wie Heidegger es formuliert – ist nur objektivierbar durch Offenlegung der Vorurteile im Herangehen an die Überlieferung: Und zwar von der Warte der Geschichtlichkeit desjenigen, der den Rückgang in die Vergangenheit unternimmt.

Auf Heideggers Analyse der ‚Geschichtlichkeit des Daseins‘ bezieht sich auch Gadamer wiederum explizit, um seine Hermeneutik anhand der Heidegger’schen Kategorien zu entwickeln und die „Wahrheitsfrage auf das Verstehen in den Geisteswissenschaften“ (Gadamer 1975, 162 ff.) zu übertragen. Die dort nachfolgend von ihm entwickelte Argumentation mit dem Ziel der „Erhebung der Geschichtlichkeit des Verstehens zum hermeneutischen Prinzip“ (Gadamer 1975, 250 ff.) knüpft an die zentrale These Heideggers an, dass „Sein selber [...] Zeit [sei]“ (Gadamer 1975, 243). Diese Grundthese führt in der weiteren Argumentation – die hier nur umrissen werden kann – dazu, dass es überhaupt möglich ist ein Verständnis von Sein zu entwickeln, welches sich aus der „Differenz von Seiendem und Sein“ ergibt. Es gibt nach Heidegger also einen Punkt – Gadamer nennt ihn „Lichtung des Seins“ (Gadamer 1975, 243) – von dem aus nach der „Seinsverfassung des Daseins gefragt“ und, daran anknüpfend, der „Ursprung der Historie aus der Geschichtlichkeit des Daseins“ abgeleitet werden kann (Heidegger 1979, 392).

Hier wird nun der gedankliche Brückenschlag deutlich, den Gadamer und auch Koselleck unternommen haben, nämlich die Geschichtlichkeit des Daseins in ihrer Verwurzelung in der *Zeitlichkeit* zu analysieren. Das Dasein oder genauer, das ‚Sein des Daseins‘ ist demnach grundsätzlich geschichtlich, die „Idee der Historie aus der Geschichtlichkeit des Daseins ontologisch [zu] entwerfen“. Sofern nun die Historie „die Erschließung der ‚Vergangenheit‘ als Aufgabe“ hat, „dann ist die historische Thematisierung der Geschichte nur möglich, wenn überhaupt je schon Vergangenheit erschlossen ist“. Und dass überhaupt für einen „historischen Rückgang“ in die Vergangenheit „der Weg zu ihr offen“ sein muss – unabhängig „ob ausreichende Quellen für eine historische Vergegenwärtigung der Vergangenheit verfügbar sind“ –, hat seinen Grund eben genau in der Geschichtlichkeit des Daseins, welches „auf dem Grunde der ekstatisch-horizontalen Zeitlichkeit in seiner Gewesenheit offen ist“ (Heidegger 1979, 393). Nur weil Dasein und gewesenes Dasein von ihrer Seinsverfassung gleichursprünglich sind – allerdings verschoben auf der Zeitachse –, ist es überhaupt möglich, Vergangenheit (gewesenes Dasein) in ihrer Geschichtlichkeit zu erschließen. Mehr noch, was demnach in höchstem Maße für die Zurückgebundenheit des Historikers an die eigene Geschichtlichkeit gilt, betrifft in allen Punkten auch den Autobiographen als Historiker ‚in eigener Sache‘. Beide können der Geschichtlichkeit ihres Daseins nicht entinnen und sind sowohl in der Darstellung als auch im Verstehen auf sie zurückgeworfen. Schöpfen sie in diesem Sinne zwar nicht zwangsläufig aus denselben Quellen, so ist Vergangenheit aber als ‚gewesenes Dasein‘ demnach nur erschließbar, weil die Geschichtlichkeit des eigenen Daseins – sei es des Historikers oder des Autobiographen – diesen Rückgang überhaupt erst ermöglicht. Deutlicher wird der Begriff der Geschichtlichkeit, den Heidegger hier einführt, von ihm am Unterschied zwischen dem (nur) „ontischen“ Sein der Natur und dem „historischen“ Sein des Menschen erläutert. Die Seinsform des Menschen ist somit als historisch definiert und zugleich als Dasein im Sinne von „In-der-Welt-sein“, als „weltgeschichtlich“ (Heidegger 1979, 397 ff.). Das hat auch direkte Konsequenz für den Quellencharakter des Materials, welches für die historische Forschung – für den Rückgang in gewesenes Dasein – in Frage kommt, dass es „zu *historischem* Material [...] nur werden [kann], weil es seiner eigenen Seinsart nach *welt-geschichtlichen* Charakter hat. Und [...] daß es im vornehinein hinsichtlich seiner Innerweltlichkeit verstanden ist“ (Heidegger 1979, 394 ff.). Diese Grundvoraussetzung erfüllen aber autobiographische Quellen durchaus. Auch sie sind in diesem Sinne weltgeschichtlich und somit Gegenstand der Historie als historisches Material. Die vermeintliche Objektivität von Quellengattungen als Kriterium für deren Verwendbarkeit ist somit für Koselleck kein zulässiges Auswahlkriterium, sofern es sich ausschließlich im „Arbeitsfeld wissenschaftlicher Technik“ entscheidet:

Der Streit über ‚Objektivität‘ gewinnt seine Brisanz erst dort, wo eine ‚Tatsache‘ in den Kontext geschichtlicher Urteilsbildung einrückt. (Koselleck 1989, 204)

Damit liegen die erkenntnistheoretischen Wurzeln der Koselleck’schen Historik – bei Heidegger und Gadamer – offen. Wie diese wendet er sich gegen das Verfahren, Objektivität ausschließlich durch die Methodik historisch-kritischer Quellenforschung sichern zu wollen, und betont mit Nachdruck die generelle Theoriebedürftigkeit der

Geschichte. Heideggers Argumentation zu diesem Problem unterstreicht – wie oben gezeigt –, dass es sich nicht einmal an der Frage des Vorhandenseins des Materials entscheidet, ob ein Rückgang in die Vergangenheit überhaupt erkenntnistheoretisch zu bewerkstelligen ist, sondern dass die *Geschichtlichkeit des menschlichen Daseins* allein diese Möglichkeit offen hält. Hiermit ist zunächst die grundlegende theoretische Position umrissen, von der aus der Weg zurück, in die praktische Forschungsarbeit, gefunden werden muss. Niemand wird behaupten, dass Geschichtswissenschaft ohne Quellen auskommen kann. Aber um im historischen Forschungsgang zu Urteilen zu gelangen, reichen die Quellen alleine nicht aus, auch wenn ihre methodisch gesicherte Kritik unerlässlicher Bestandteil der Arbeit des Historikers bleibt. Aber „[e]rst wenn diese (theoretische, Anm. d. Verf.) Entscheidung gefallen ist, beginnen die Quellen zu sprechen“ (Koselleck 1989, 206). Hier behauptet sich der „Primat der Theorie“, der doch gerade das für den Historiker so ertragreiche „Spannungsfeld von Theoriebildung und Quellenexegese“ erzeuge (Koselleck 1989, 207).

Anders als Gadamer sieht Koselleck die Hermeneutik aber nicht in einer derart übergeordneten Stellung, aus der heraus diese im Zuge der Quellenkritik – im Lichte aufgedeckter Vorurteile und auf methodisch gesicherten Pfaden – bereits in der Lage wäre, selbständig historische Wahrheiten zu objektivieren. „Die Quellen haben ein Vetorecht“, aber „es bedarf einer Theorie möglicher Geschichten, um Quellen überhaupt erst zum Sprechen zu bringen“ (Koselleck 1989, 206). Und es bedarf zusätzlich einer Theorie geschichtlicher Zeiten, um die Beschleunigung der Moderne zu verstehen, „[d]enn wenn sich die Zeitrhythmen der Geschichte selber verändern, bedarf es ihnen angemessener Perspektiven“ (Koselleck 1989, 201).

5. Versuch einer Historik nach dem Zeitschichten-Modell

Nach Koselleck ist Historik „die Lehre von den Bedingungen möglicher Geschichten“ (Koselleck 2003, 99), welche im Forschungsgang die analytische Aufgabe übernimmt, „dem Chaos geschichtlicher Befunde oder historischen Vorwissens eine rationale Ordnung abzugewinnen“ (Koselleck 2003, 113). Wie sich Kosellecks Historik auf ihre erkenntnistheoretischen Grundlagen zurückführen lässt, wurde bisher skizziert. An dieser Stelle sollen nun letzte methodische Vorüberlegungen folgen, die auf die Anwendbarkeit innerhalb des hier verfolgten Forschungsdesigns zielen: Wie lässt sich der metatheoretische Bezugsrahmen ‚Zeitschichten-Modell‘ auf die autobiographischen Aufzeichnungen Hubert von Rankes anwenden, darüber hinaus generalisieren und zur Strukturierung der Forschungsmethodik einsetzen?

Es bietet sich zunächst an, ausgehend von den in den Quellen abgedeckten Jahren, eine erste zeitliche Eingrenzung vorzunehmen, die in einem weiteren Schritt zur Präzisierung der theoretischen Hinterlegung dieser Zeitspanne – im Sinne des Zeitschichten-Modells – führen kann. Innerhalb dieses chronologischen Rahmens der Quellen sollen im nächsten Schritt die Umriss von überindividuellen Strukturen definiert werden, um so die Zeitlichkeit der biographischen Spanne freizulegen. In Frage kommen bei dieser ersten Standortbestimmung des Quellenbestandes beispielsweise politische Systemwechsel, Kriegsausbruch und -ende oder wirtschaftliche Notlagen. Mithin also Ereignisse und Einschnitte, die bereits als solche fester Bestandteil der Historiographie – somit auch der ‚Tradition‘ und ‚Wirkungsgeschichte‘ im oben genannten Sinne Gadamers – sind und dadurch selber schon geschichtliche Wirkung

entfaltet haben. Diese Eckpunkte setzen zugleich die Bedingungen für das Entstehen von Geschichten auch auf der individuellen Ebene. Nach Gadamer und Koselleck bewege ich mich damit auf der ersten Stufe der Hypothesenbildung, indem ich mein ‚Vor‘-Wissen einbringe, um die möglichen Fragen zu sondieren, die an die Quellen gestellt werden könnten. Jetzt kommt es darauf an, gleichzeitig die ‚Vor‘-Urteile offenzulegen, welche den forschenden Rückgang in die Vergangenheit beeinflussen, den ich von meinem Standort aus unternehme, um so den autobiographischen Rückgang des Autors Ranke zu untersuchen.

Hier treten zwei problematische Aspekte der Verarbeitung moderner autobiographischer Quellen unter dem Paradigma des Zeitschichten-Modells deutlich hervor. Einmal die beschleunigte und utopisch vergrößerte Möglichkeit nicht nur des gelebten ‚Daseins‘ selbst, welches als ‚gewesenes Dasein‘ erinnert wird, sondern auch, erkenntnistheoretisch folgerichtig, des autobiographischen Selbstentwurfs aus einem gegenwärtigen ‚geschichtlichen Dasein‘ heraus, welches diesen Rückgang unter den Bedingungen des sozialkommunikativen Kontextes erst ermöglicht. Dass übrigens genau hier eine Schnittstelle zwischen den oben ausgeführten sozialkommunikativen Ansätzen der Autobiographieforschung und einem wesentlichen Punkt der erkenntnistheoretischen Positionen Kosellecks liegt, wird schon am ursprünglichen Begriff bei Heidegger deutlich:

Die ‚Auswahl‘ dessen, was für die Historie möglicher Gegenstand werden soll, ist schon getroffen in der faktischen, existenziellen Wahl der Geschichtlichkeit des Daseins, in dem allererst die Historie entspringt und einzig ist. (Heidegger 1979, 395)

Vorausgesetzt, die *Bedingungen möglicher Geschichten* gelten für den Autobiographen genauso wie für den Historiker und konstituieren jeweils Dasein in seiner eigenen Geschichtlichkeit, für den Einen wie für den Anderen, so hat man es bei der Quellenkritik autobiographischer Selbstzeugnisse, pointiert formuliert, mit einer *doppelten* Historik zu tun. Der Historiker kann nicht umhin, zusätzlich zu seinem eigenen Standpunkt auch den des Autobiographen in seinem sozialkommunikativen Kontext offenzulegen und diesen in Beziehung zu den Quellen zu setzen. Dem sozialkommunikativen Ansatz kommt daher das große Verdienst zu, die Möglichkeiten autobiographischen Schreibens und Erinnerns als außertextuelle Bedingungen herausgearbeitet und damit zu überindividuellen Bedingungsfaktoren möglicher Geschichten, ganz im Sinne Kosellecks, gemacht zu haben. Seitdem ist es möglich, diese der Autobiographie eigentümliche, doppelseitige Komplexität angemessen zu beschreiben, wobei die außertextuelle Schreibgegenwart gleichberechtigt neben die historischen Bedingungsfaktoren – welche das ‚gewesene Dasein‘ konstituiert haben – tritt. Autobiographische Quellen können also nur angemessen in die historische Forschung einbezogen werden, wenn sie gewissermaßen von zwei Seiten in die Zange genommen werden. Der Versuch größtmöglicher Objektivierung der Quellen kann jedenfalls nicht zurück hinter die „faktisch existent gewesene Möglichkeit“, die jeweils das Thema vorgibt, welches in die Zukunft hinein entworfen wird (Heidegger 1979, 395). Der Historiker der mit Autobiographien arbeitet, muss versuchen, beide Perspektiven – seine eigene wie auch die des Autobiographen – in den Griff zu bekommen. Hier wird zudem deutlich, dass es kein „Nacherleben“ im Sinne klassischer Hermeneutik – wie sie

etwa, höchst einflussreich, von Dilthey (Dilthey 1981, 263-267) vertreten wurde – geben kann, welches die unterschiedlichen geschichtlichen Ausgangspunkte im Verlauf der Analyse jemals zur völligen Deckung bringen könnte. (Gestrich 1988, 12 f.)⁹

Dort, wo der Autobiograph selbst immer die größtmögliche Freiheit in Anspruch nehmen wird, wenn er ausgiebig aus seinen individuellen Ressourcen ‚Erinnerung und Gedächtnis‘ schöpft, bleibt der Historiker an die wissenschaftlich redlichen Instrumente seines Methodenkanons gebunden.

Mit der erzählerischen Emanzipation vom Postulat historischer Wahrheit und Authentizität werden die Derivate von Erinnerung, [...] zum Substrat avancierter Autobiographik. Was die Tätigkeit des Gedächtnisses freilegt (oder produziert), ist niemals ‚authentisch‘ im Sinne einer Einholbarkeit vergangener Lebensstatsachen, aber es ist auch nicht als ‚falsche‘ (verfälschte) Erinnerung zu diskreditieren, weil es sich immer um Sequenzen handeln dürfte, welche bedeutsam für die individuelle Genese waren. (Holdenried 2000, 60 f.)

Damit hat die Literaturwissenschaftlerin Michaela Holdenried zweifellos einen Punkt angesprochen, an dem die Bedingungen autobiographischer Erinnerung und Gedächtnisleistung ausführlicher thematisiert werden könnten, zumal dazu mittlerweile auf eine umfangreiche Forschungsliteratur zurückgegriffen werden kann, die diese Thematik diskutiert (Vgl. Welzer 2002a, Welzer 2002b, Welzer 2008, Markowitsch 2002, Assmann 2006). Ich möchte aber vorschlagen, diesen Aspekt hier innerhalb des Zeitschichten-Modells zu behandeln, da Koselleck ihn mit seinen Überlegungen zu „synchrone und diachrone Faktoren der Bewusstseinsprägung“ meiner Ansicht nach hinreichend berücksichtigt – jedenfalls im Rahmen der hier von mir verfolgten Fragestellung (Koselleck 2003, 265 ff.). Denn die Tendenz, die biologische Entwicklung des Gehirns und seine neuronalen Grundlagen nur analog zu den sozialen Bedingungen der Gedächtnisentwicklung verstehen zu können, scheint sich auch innerhalb der darauf spezialisierten Forschung als konsensfähig zu erweisen. Bei Harald Welzer findet sich beispielsweise die Definition des autobiographischen Gedächtnisses als Prozess, innerhalb dessen „organische Reifungsvorgänge, psychische Entwicklung, soziale Interaktion und kultureller Kontext lediglich verschiedene Aspekte desselben Vorgangs sind“ (Welzer 2002a, 166). Insofern würde sich damit auch jede individuelle Gedächtnisleistung unter den erkenntnistheoretischen Bedingungen des oben beschriebenen Rückgangs in die Vergangenheit behandeln lassen. Indem schon Heidegger davon ausgeht, dass sich jede historische Erschließung ohnehin aus der Zukunft zeitigt, dass jede Darstellung folglich auf die Zukunft zielt – und nicht etwa auf die Gegenwart, die nach seiner Ontologie ohnehin immer nur als schon gerade *vergangen* ins Bewusstsein treten kann –, setzt er auch die Bedingungen für das autobiographi-

9 Gestrich untersucht an dieser Stelle auch das hermeneutische Problem der Objektivität, welches sich seit dem Abschied vom Paradigma des Historismus und den Positionen Diltheys besonders im Bereich der Biographieforschung „erneut in unvermittelter Schärfe“ stelle. Er kommt zu dem Ergebnis, dass es zwar keine Lösung des hermeneutischen Dilemmas geben kann, jedoch kommunikationstheoretische Ansätze (er bevorzugt dabei die Methode der „dichten Beschreibung“ von Clifford Geertz) gerade auf diesem Gebiet die vielversprechendsten Optionen der historischen Sozialforschung darstellen. Auch Gestrich betont hier nochmals ausdrücklich, dass „die ‚wissenschaftliche‘ Interpretation [...] der Selbstinterpretation der Akteure nicht überlegen“ sei.

sche Gedächtnis. Auch der erinnernde Rückgang ist nur in seiner Geschichtlichkeit zu verstehen und nachzuvollziehen.

Der Rahmen, in den Koselleck die Erfahrungsverarbeitung als zentrale Komponente seines Modells einspannt, umfasst daher immer auch schon Fragen nach der Erinnerung im Kontext abgestufter Erfahrungsschichtung und Bewusstseinsprägung. Sofern sich aber jedes individuelle Gedächtnis auch immer geschichtlich konstituiert, kommen auch hier die Kategorien Kosellecks, die die Bedingungen möglicher Geschichten setzen, als Determinanten in Frage. Denn „es sind vor allem drei anthropologische Differenzbestimmungen, die für Koselleck die Grundfiguren aller möglichen Geschichten vorgeben“.¹⁰ Hier bedarf es freilich weiterer Ausdifferenzierung, um diese Gegensatzpaare als Kategorien einer historischen Analyse autobiographischer Quellen verwenden zu können. Es wäre dann zu fragen, wie *und* warum sich die Bedingungen individueller Erfahrungssammlung und -verarbeitung innerhalb dieser Meta-Vorgaben verändern und somit nicht nur das ‚gewesene Dasein‘ selbst, sondern gleichzeitig auch die Perspektiven *darauf*, strukturieren. Ein Forschungskonzept vor dem Hintergrund des Zeitschichten-Modells muss also versuchen, sowohl für die individuelle *Lebensdauer* (als zeitlich-endliche Grenze subjektiver Erfahrungsmöglichkeiten in der Spannung zwischen früher und später) eine eigene geschichtliche Zeitlichkeit zu definieren als auch gleichzeitig den individuellen *Lebensraum* (mit den Strukturvorgaben innen/außen, oben/unten) als Ort, an dem sich gesellschaftliche Sozialisation unter bestimmten Bedingungen vollzieht, zu problematisieren. Um noch einmal Hans-Georg Gadamer zu Wort kommen zu lassen:

Lange bevor wir uns selber verstehen, verstehen wir uns auf selbstverständliche Weise in Familie, Gesellschaft und Staat, in denen wir leben. [...] Die Selbstbesinnung des Individuums ist nur ein Flackern im geschlossenen Stromkreis des geschichtlichen Lebens. Darum sind die Vorurteile des einzelnen weit mehr als seine Urteile die geschichtliche Wirklichkeit des Seins. (Gadamer 1975, 261)

Diese Feststellung Gadamers unterstreicht auch noch einmal eindrücklich warum Objektivität allein kein theoretisch zu rechtfertigendes Kriterium sein kann, um damit autobiographische Quellen als unzuverlässiges Material a priori aus dem Forschungsprozess auszuschließen. Diese ‚Vor‘-Urteilsnahme des so verfahrenen Historikers ist – nach den oben ausgeführten erkenntnistheoretischen Positionen – quellenimmanent ohnehin nicht mehr zu begründen. Die Position, dass sich der Objektivitätsgehalt der Forschungsergebnisse analog zur vermeintlichen Objektivität der Quellen benehme, ist demnach nicht mehr haltbar. Im Gegenteil: Gerade der – tatsächliche oder angenommene – subjektive Gehalt bestimmter Quellen (Vorurteile des Einzelnen) lässt sich bei entsprechender theoretischer Vorarbeit und den daraus abgeleiteten methodischen Rahmenbedingungen als überaus erkenntnisfördernd abarbeiten. Mehr noch: Koselleck demonstriert eindrucksvoll in seiner Studie „Terror und Traum“, dass sogar Träume als Quellen für die Geschichtswissenschaft verarbeitet werden können, obwohl doch Träume „am äußersten Ende einer denkbaren Skala historischer Rationali-

¹⁰ Diese werden insbesondere herausgearbeitet von Hofmann 2011, 171 f.: (Früher/Später), (Innen/Außen), (Oben/Unten).

sierbarkeit stehen. Aber streng genommen zeugen Träume von einer unentrinnbaren Faktizität des Fiktiven, auf die sich einzulassen ein Historiker deshalb nicht verzichten sollte.“ Sofern also Träume zwar „keine reale Darstellung der Wirklichkeit bieten“, so gehören sie dennoch unzweifelhaft zur „Wirklichkeit des Lebens“ und können für den Historiker auch „von einer vergangenen Wirklichkeit zeugen“ (Koselleck 1989, 283 f.). Gleiches gilt danach umso mehr für autobiographisches Quellenmaterial. Bei den – im weiteren Forschungsprozess natürlich völlig legitimen und notwendigen – Überlegungen zum Quellenwert autobiographischer Aufzeichnungen geht es dann vielmehr um die *Objektivierbarkeit* auf eine zu formulierende Hypothese hin als um die (wie auch immer definierte) Objektivität der Quelle schlechthin. Besonders durch die auf jeder Seite freizulegenden Vorurteile lässt sich also auf die geschichtliche Gewordenheit eines autobiographisch entworfenen Daseins schließen und zu den Bedingungen *seiner* Geschichten vordringen.

Um derart vorzugehen, bedarf es allerdings eines theoretischen Rahmens, der die Quellen in diesem Sinne zum Sprechen bringen kann, und zwar indem er hilft, die richtigen Fragen an sie zu stellen. Daher soll an dieser Stelle nun zuerst eine graphische Darstellung der Grundstruktur des Zeitschichten-Modells versucht werden, welche vor allen Dingen den Begriff der „Erfahrung“ für die Analyse der autobiographischen Aufzeichnungen Hubert von Rankes verwendbar macht. Ein angemessener Einstieg scheint mir darin zu liegen, zunächst die von Koselleck definierten drei Arten des Erfahrungsgewinns in einem Modell tatsächlicher Schichtung zusammenzufassen. Erfahrung ist auch im Umfeld autobiographischer Quellen einer der zentralen Begriffe, und die theoretischen Vorüberlegungen die bisher gemacht wurden, sollten dazu beitragen, diesen Begriff im Hinblick auf seinen Erkenntniswert positiv zu besetzen. In der Art, wie Erfahrungen überhaupt gemacht werden, liegt ein erster Zugang zum systematischen Ort des Begriffs innerhalb des Zeitschichtenmodells.

Zum ersten Fall gehören die überraschenden Erfahrungen. Sie sind der klassische Fall von individueller Primärerfahrung; wenngleich auch mehrere Personen daran beteiligt sein können, „prägt diese Art des Erfahrung-Machens jede Person einzeln“ (Koselleck 2003, 34). Im zweiten Fall, der Erfahrung durch Wiederholung, dehnt sich die Zeitspanne des primären Erfahrungsgewinns schon „zu Fristen, die ein Leben gliedern, umordnen oder stabilisieren und deren maximale Spanne der Weg von der Geburt bis zum Tode ist: denn keine Erfahrung lässt sich unmittelbar übertragen. [...] Aber es lässt sich vermuten, daß Erfahrungsfristen in erhöhtem Maße generationsspezifisch sind“. Für Koselleck sind Generationseinheiten der Raum, in dem sich „jede individuelle Geschichte profiliert“, und zwar erstmalig in der Spannung zwischen „Erziehung und Emanzipation“, dann später, indem Eigenerfahrungen beispielsweise im politischen Bereich „je nach Alter und sozialer Zuordnung“ an „ähnliche Erfahrungen der Mitmenschen zurückgebunden“ werden (Koselleck 2003, 35). Biographische Sozialisation spielt sich demnach vor allen Dingen innerhalb eines generationellen Rahmens ab, dessen personelle Interdependenzen festlegen, wie subjektive Eigenerfahrungen mittel- und langfristig eingeordnet werden und so zum Erfahrungsgewinn beitragen. Bis hierhin laufen individuelle und generationell verarbeitete Primärerfahrung „insoweit synchron, als sie an die zusammenlebenden Generationen zurückgebunden bleiben. [...] Der dritte Fall des langfristigen Systemwandels ist strikt diachron, in generationsübergreifenden Sequenzen angelegt, die sich der unmittelbaren Erfahrung entziehen“. Jeder Zugriff darauf erfordert zwingend den Einsatz

von historischen Methoden, da er innerhalb der jeweiligen Generationseinheiten gar nicht mehr interpersonal nachvollziehbar ist. Aber auch auf die beiden ersten Ebenen des Erfahrungswandels wirkt diese dritte Form ein, indem sie die langfristigen Bedingungen möglicher Geschichten setzt, die als „Hintergrunderfahrung präsent“ bleiben (Koselleck 2003, 38).

Für Erfahrungsgewinn und Erfahrungswandel stellt das Zeitschichten-Modell somit schon einmal drei wesensartig verschiedene Zeitebenen bereit, die allerdings nicht starr nebeneinander stehen, sondern vielmehr mit unterschiedlicher Geschwindigkeit einzeln oder im Zusammenfluss an die Oberfläche treten. Eine geeignete Form der Analyse wird sich daher an weiteren Kriterien, jeweils durch alle drei Erfahrungsschichten hindurch, orientieren müssen. Der Grund, warum Geschichte überhaupt begreifbar ist, liegt für Koselleck aber in der Tatsache, dass sich „Erfahrungsweisen selber strukturell wiederholen“:

Es gibt also, anthropologisch gesehen, dauerhafte und langfristige Strukturen, in denen die Bedingungen möglicher Einzelgeschichten angelegt und enthalten sind. Diese Bedingungen [...] sind zwar zunächst theoretisch, metahistorisch zu definieren und dann methodisch zu handhaben, aber sie gehören ebenso zur wirklichen Geschichte wie die einmaligen Überraschungen, die die jeweils konkreten Geschichten aus sich hervortreiben. (Koselleck 2003, 66)

Die Vorüberlegung zu den drei Arten der Erfahrungsschichtung entpuppt sich somit endgültig als Schichtmodell mit immanent unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Die folgende graphische Darstellung soll ein erstes Grundmodell für die Quellenanalyse autobiographischer Aufzeichnungen bereitstellen, indem es diese drei Erfahrungsschichten und deren Geschwindigkeiten aufeinander bezieht. Dieser Meta-Rahmen wird dann sukzessive um weitere Analyseebenen ergänzt werden.

Dieses Grundmodell beinhaltet zunächst einmal die wesentlichen Determinanten der Erfahrungsschichtung, die innerhalb einer Lebensspanne zu beobachten sind. Die „Null-Achsen“ stellen innerhalb jeder Zeitschicht die „Lebensachse“ dar, die in unterschiedlicher Frequenz von den „Ereigniswellen“ geschnitten werden. An jedem dieser Schnittpunkte wird dann die subjektive Primärerfahrung ausgelöst. Die Richtung der Wellen ist dabei ohne Bedeutung für das Modell, so dass man den Eintritt der jeweiligen Überraschung, Wiederholung etc. auch mit einem anderen Symbolen markieren könnte. Die von Zeitschicht zu Zeitschicht differente Wellenfrequenz verdeutlicht meiner Ansicht nach jedoch etwas anschaulicher den temporalen Charakter der drei Erfahrungsarten. Wobei man sicher darüber diskutieren kann, ob die Überraschungen der ersten Zeitschicht überhaupt als untereinander verbundene Wellenfrequenz dargestellt werden sollten, da diese doch nach Koselleck durch Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit gekennzeichnet sind. Für eine Darstellung in Wellenform spricht jedoch auch die Tatsache, dass erstens diese einmaligen Überraschungen innerhalb des generationellen Kontextes verarbeitet werden und damit auch mit den wiederholbaren Erfahrungen der zweiten Zeitschicht zumindest stellenweise zusammenfließen können. Und zweitens, dass immer wieder auch einmalige Ereignisse als Episoden in die

spätere autobiographische Darstellung miteingebunden werden und somit durchaus ihre Funktion in der narrativen Textgestaltung übernehmen.¹¹

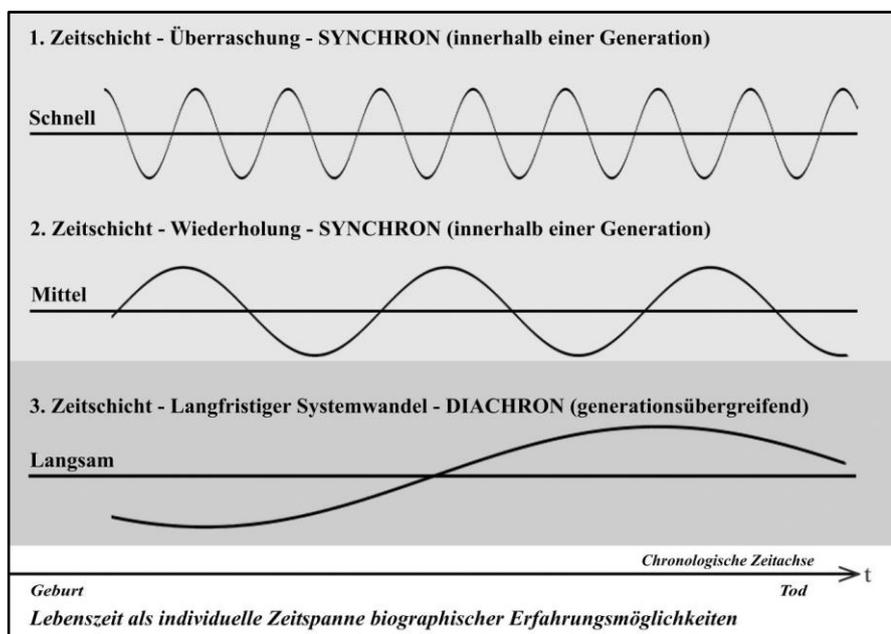


Abb. 1: Die drei Arten des Erfahrungsgewinns in ihrer temporären Struktur

Um diese sprachliche Konstruktionsleistung des Autobiographen in den Griff zu bekommen, bedarf es dann auf der formalen Ebene der Textkritik zusätzlicher Topoi aus dem Bereich der Narratologie. Von Seiten der Literaturwissenschaft wird daher betont, dass in dem Maße, in dem „die autobiographische Rekonstruktion ihren eigenen Notwendigkeiten und Gesetzmäßigkeiten folgt [...] man durchaus auch von ‚Konstruktion‘ sprechen“ kann. Dann wird „[d]er mediale Prozess der Erinnerung, der im Strukturzusammenhang der Autobiographie immer schon ein sprachlicher ist [...] zum vordringlichen Konstitutionselement der autobiographischen Fiktionalität“ (Wagner-Egelhaaf 2005, 13). Auch bei Koselleck gerät die sprachliche Ebene der Konstruktion nicht aus dem Blick, aber aus seiner Sicht sind erlebtes Ereignis *und* dessen Verarbeitung (auch die sprachliche) zuerst einmal als zwei Seiten derselben Münze zu behandeln. Eine Erzähltextanalyse autobiographischer Quellen sollte, nach Koselleck, daher innerhalb des methodischen Rahmens durchgeführt werden, den das Modell für die unterschiedlichen temporalen Strukturen bereitstellt und der dabei auch – wie weiter oben gefordert – den Bereich Erinnerung und Gedächtnis problematisiert. Dazu sind weitere Modifikationen notwendig, die das dreistufige Grundmodell erheblich ausdifferenzieren und auf historische Untersuchungsfragen hin anwendbar machen. Konkret: die Bedingungen offenzulegen, unter denen Erfahrungen zu Geschichten werden.

¹¹ Vgl. dazu Schlegelmilch 2011, 7 ff.: Zur „episodischen Erzählung als narratives Gestaltungselement“.

6. Synchroner und Diachroner Faktoren der Bewusstseinsbildung

In der „Erfahrung“ fließen sowohl das Erlebnis selbst in seiner Unmittelbarkeit als auch die Erinnerung daran zusammen. An dieser Stelle soll der Erfahrungsbegriff – im Bemühen, daraus analytische Kategorien abzuleiten – nochmals genauer in seiner Doppeldeutigkeit ausdifferenziert werden: Erfahrung meint hier nämlich mehr als nur das Erlebnis eines Ereignisses, sondern umfasst auch schon die erste Stufe von dessen Verarbeitung. Anders gewendet: Das Ereignis läuft zwangsläufig dem Erlebnis voraus. Zur Erfahrung wird die Summe von Ereignissen und Erlebnissen dadurch, dass sich diese innerhalb von *Ereignisstrukturen* vollziehen, die „auf gemeinsame Bewusstseinsprägung schließen lassen“. Weitere Erfahrungen treten hinzu, verändern das Bewusstsein aufs Neue und wirken zurück auf „Verhaltensweisen, Einstellungen und das Bewußtsein davon [...] was freilich nicht zwingend so sein muß.“ Am Beispiel der Wirkung der beiden Weltkriege auf das soziale Bewusstsein entfaltet Koselleck nun ein Kategorienfeld, das ermöglichen soll analytisch zwischen dem Ereignis selbst und seinen Folgen zu unterscheiden, wiewohl beides zunächst in der „Erfahrung der Betroffenen unmittelbar zusammen“ gehört. Hier liegt die methodische Herausforderung für den Historiker, und es gilt zu differenzieren, ob eine Bewusstseinsveränderung aus dem Ereignis selbst resultiert oder eher aus seinen Folgewirkungen. Als Lösung dieses Dilemmas bietet Koselleck die Unterscheidung zwischen „synchronen“ und „diachronen Faktoren der Bewusstseinsprägung“ an, wie er in seinem Aufsatz, „Erinnerungsschleusen und Erfahrungsschichten – Der Einfluß der beiden Weltkriege auf das soziale Bewußtsein“ erläutert (Koselleck 2003, 265-275).

Die nachfolgende Graphik ist nun der Versuch, diese Faktoren in ihrer Wirkung auf das Bewusstsein vereinfacht abzubilden und damit Kategorien für die weitere Arbeit mit autobiographischen Quellen zu beschreiben.



Abb. 2: Synchroner und diachroner Faktoren am Beispiel der Kriegserinnerungen

Bis sich also so etwas wie eine erste (aber lebenslang wandelbare und daher nie endgültige) Kriegserinnerung manifestiert, durchläuft das Bewusstsein jedes Menschen, der (wie im Fall Ranke) einen der Weltkriege des 20. Jahrhunderts erlebt hat, eine Reihe von Stationen, deren Wirksamkeit auf die persönliche Bewusstseinsbildung von einer Reihe weiterer Faktoren abhängig ist. Bereits in dem hier als Vorkriegszeit bezeichneten Erfahrungsraum werden Faktoren wirksam (Faktorenreihe I), die den Kriegsereignissen und ihrer Verarbeitung vorausliegen. „Sie stellen die Möglichkeit bereit, wie und welche Erfahrungen gemacht werden können, sie bedingen und begrenzen sie zugleich“ (Koselleck 2003, 267). Schon an dieser Stelle wird deutlich, dass es sich dabei um Faktoren handelt, die im wissenschaftlichen Forschungsgang vorwiegend in den Bereich sozialisationstheoretischer Aufarbeitung fallen, gerade auch weil sie „in der Empirie nur gebündelt und schwer unterscheidbar auftauchen“ (ebd.).

Hier liegt gewissermaßen das Scharnier, welches das Zeitschichten-Modell im Bereich der Autobiographieforschung – als Modell zeitlich und räumlich abgestufter Erfahrung – mit dem analytischen Potential von Sozialisationstheorien verbindet. In der Summe ihres Zusammenwirkens justieren also die sechs Sozialisationsfaktoren des gesellschaftlichen und politischen Bereichs, unter denen Koselleck hier differenziert, den ersten Erfahrungsfilter (Erfahrungsfilter I), dem alle kommenden Ereignisse und Erlebnisse der Kriegszeit chronologisch *und* im „Strom des Bewußtseins“ nachgeordnet sind (Koselleck/Gadamer 2003, 273). Bevor also die „Primärerfahrungen“ des Krieges ihre Prägekraft auf das Bewusstsein entfalten können, müssen diese zuerst „in historisch gegebene Erfahrungsmöglichkeiten einrast[en]“ (Koselleck 2003, 271). Dabei sind die vorgegebenen sechs Faktoren in jedem Fall in einem ersten Schritt abzuarbeiten, noch bevor die subjektiven Kriegserlebnisse ihrerseits auf ihren bewusstseinsprägenden Gehalt hin befragt werden. Hier bewegen sich die Begriffe Kosellecks im Übrigen weitgehend analog zu den Topoi der Gedächtnisforschung, wie sie Aleida Assmann zuletzt dargestellt hat. Zuerst prägend „spielt das Familiengedächtnis eine besondere Rolle, das zum Teil perspektivisch gebrochen ist [...]. Die Grenze zwischen dem was selbst erlebt ist und was einem von anderen erzählt wurde, wird dabei durchlässig“ (Assmann 2006, 206). Aber alles, was innerhalb dieses Rahmens erlebt wurde, sickert gewissermaßen, unterschiedlich dosiert (je nach perspektivischer Brechung), in den individuellen Erfahrungshaushalt ein und stellt so den ersten Erfahrungsfilter ein, durch den dann alle neuen Erlebnisse (hier die Kriegserlebnisse) erst hindurch fließen müssen, um auf das Bewusstsein zu wirken. Aber auch hinter dem Filter werden die Primärerfahrungen der Kriegserlebnisse dann innerhalb von Strukturen verarbeitet, die „gemeinsame Bewußtseinlagen stiften“, also einen Raum gemeinschaftlicher Verinnerlichung des Erlebten bereitstellen (Koselleck 2003, 266). Diese Konstellationen der „Kriegszeit“ korrelieren zusätzlich noch mit den Aufgaben- und Tätigkeitsbereichen, die in direkter Verbindung mit dem Krieg selbst stehen, den „kriegsbedingten Funktionen“ – in der Grafik im weißen Kreis dargestellt (Koselleck 2003, 270).

Spätestens an dieser Stelle wird deutlich, dass sich eine scharfe analytische Trennung der verschiedenen Faktorenreihen in der Forschungspraxis kaum durchhalten lässt, da immer von einer Wechselwirkung ausgegangen werden muss. Zusammengekommen regulieren diese Interdependenzen dann auch den zweiten Erfahrungsfilter (Erfahrungsfilter II), der das Bewusstsein im Übergang in die Nachkriegszeit for-

miert. Bevor aber der Bereich diachroner Faktoren erreicht wird, muss die zentrale Frage geklärt werden, in welchem Verhältnis die Faktoren im Bereich synchroner Bewusstseinsbildung (Faktorenreihe I und II) zueinander stehen; ob man eher den sozialen Vorprägungen oder vielmehr den Primärerlebnissen des Krieges – die sich in gemeinsamen Strukturen vollziehen – mehr Gewicht zumessen muss. Diese zweifellos schwierig durchzuführende Analyse wird sich nach Koselleck am besten bewältigen lassen, wenn darin die „kriegsbedingten Funktionen“ gewissermaßen als Zünglein an der Waage fungieren. „[W]enn der zweite analytische Schnitt die bewußtseinsändernde Kraft all der Funktionen ausmißt, die nur im Kriege und vom Krieg allein hervorgerufen sind und die ihrerseits die gesellschaftlichen Vorgaben verändert und zugleich die Kriegereignisse ermöglicht haben“ (Koselleck 2003, 272).

Ein Beispiel soll diese Überlegung Kosellecks verdeutlichen: Ob jemand als jugendlicher Flakhelfer noch 1945, gewissermaßen in letzter Minute, rekrutiert wurde und wie er seine Tätigkeit (als kriegsbedingte Funktion) in den Tagen seines Einsatzes eingeordnet hat, hängt dann erstens ganz maßgeblich davon ab, welche Sozialisationsfaktoren bis dahin wirksam geworden sind, ihn gleichsam vorgeprägt haben, und zweitens innerhalb welcher kriegsbedingter Strukturen sich gemeinsame Bewusstseinslagen ausgebildet haben. Dementsprechend wird er seinen Einsatz in damaliger aktueller Perspektive möglicherweise durchaus positiv bewertet haben; und er wird – auch das sei hier unterstellt – seine eigentliche Kriegserinnerung nicht von diesen Vorgaben freihalten können, wenn er Jahre später versucht, diese Zeit rückblickend aufzuarbeiten. Dann wird der subjektiv empfundene, heroische Gehalt der Primärerlebnisse auch in der Kriegserinnerung noch zum Tragen kommen und in „sprachlicher Rückübersetzung“ (Koselleck 2003, 273) – beispielsweise in seinen autobiographischen Aufzeichnungen – als Subtext zu Tage treten, auch wenn das leitende Narrativ seiner Darstellung unter ganz anderen Vorzeichen steht. Aber auch in dem dann erreichten Komplex diachroner Bewusstseinsbildung werden wiederum – hier aus den Kriegsfolgen resultierende – Strukturen wirksam, die die Erinnerung abermals überformen. Das Narrativ zum Zeitpunkt der Niederschrift wird dann beispielsweise dadurch beeinflusst, ob derjenige, der sich erinnert, zu den Siegern oder Besiegten des Krieges gehört; zu den Opfern oder Tätern, etc., um nur zwei der möglichen asymmetrischen Begriffspaare zu nennen, zwischen denen jenes Spannungsfeld entsteht, in welchem die Kriegserinnerung vorläufige Gestalt annimmt¹² – oder anders gesagt: in welchem Erfahrungen zu Geschichten werden.

Geschichten ereignen sich nur deshalb, weil die in ihnen angelegten Möglichkeiten weiter reichen, als sie hinterher eingelöst werden können. Dieser Überschuß von Möglichkeiten muß abgearbeitet werden, um etwas ‚in der Zeit‘ verwirklichen zu können. Deshalb bedarf es der Oppositionsbestimmungen, die jene zeitliche Endlichkeit hervortreiben, in deren Horizont sich Spannungen, Konflikte, Brüche, Inkonsistenzen auf tun, die situativ immer uneinlösbar bleiben, aber an deren diachroner Lösung sich alle Handlungseinheiten beteiligen und betätigen müssen, sei es um weiterzuleben, sei es, um darüber unterzuge-

12 Vgl. dazu auch den Aufbau in Assmann 2006, 62 ff. Dort entfaltet Assmann ihre Überlegungen zur Entstehung eines kollektiven Gedächtnisses weitgehend an den Koselleck'schen Oppositionspaaren (Sieger/Besiegte), (Opfer/Täter) etc., die jeweils unterschiedliche Erinnerungsnarrative aus sich hervorbringen.

hen. [...] sie (die Oppositionsbestimmungen, Anm. d. Verf.) bleiben konstitutiv für Entstehung, Verlauf und Wirksamkeit von Geschichten. (Koselleck 2003, 110)

Um die Anschlussfähigkeit des Koselleck'schen Modells nochmals zu unterstreichen, soll an dieser Stelle auch noch einmal auf die umfangreichen Arbeiten Harald Welzers zur Entstehung des autobiographischen Gedächtnisses verwiesen werden, der zu vergleichbaren Ergebnissen kommt. Demnach „haben wir es bei der Gedächtnisentwicklung prinzipiell nicht mit einem autonom ablaufenden biologischen Vorgang zu tun, sondern mit einem biologischen Prozeß, der nach Maßgabe sozialer und kultureller Determinanten geformt und in sozialer Interaktion gestaltet wird. Mit einer solchen Sicht auf die Erfahrungsabhängigkeit der Gehirnentwicklung selbst, können wir weder das Gehirn, noch das Gedächtnis, noch gar das Bewußtsein als etwas konstitutiv Individuelles verstehen“ (Welzer 2002a, 166).

Man kann nun davon ausgehen, dass sich in autobiographischen Aufzeichnungen, die sich die Darstellung des eigenen Lebens – beispielsweise in jenen Jahren der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit – zum Ziel gesetzt haben, die Interdependenz räumlicher und zeitlicher Perspektiven, synchroner und diachroner Faktoren analog zur Formung einer subjektiven Kriegserinnerung niedergeschlagen hat. Die individuelle, erfahrungsgeschichtliche Seite autobiographischer Aufzeichnungen durchläuft einen – im Hinblick darauf, wie interdependente Faktoren im Modellverlauf das Bewusstsein formen – durchaus parallelen Entstehungsprozess. Überhaupt kann von einer „narrativen Standardisierung von Erlebniszusammenhängen“ ausgegangen werden, in denen sich gruppen- und generationsspezifische Erfahrungen verdichten“ (Assmann 2006, 206).

Gerade der politisch-utopische Projektionsraum vergrößerte sich seit Ende des 19. Jahrhunderts mit derartiger Intensität, dass man erwarten kann, dass jede autobiographische Aufzeichnung diesem Zeitgefühl in irgendeiner Art Ausdruck verliehen haben muss. Sei es in der Art der narrativen Verarbeitung, des Konstruierens von Zusammenhängen und Kausalitäten oder auch anhand der absichtlichen Auslassungen, soweit man diesen auf die Spur kommen kann. Einer der von Koselleck selbst genannten Analyseschwerpunkte, an denen sich eine historische Analyse von Autobiographien dann abarbeiten hätte, ist damit genannt. Es handelt sich um die Bestimmung des Verhältnisses der Sozialisationsfaktoren zur Primärerfahrung des Grenzerlebnisses selbst und die sprachliche Rückübersetzung aus der Erinnerung heraus, eingebettet in den Versuch diachroner Aufarbeitung der Folgen.

Abschließend soll noch versucht werden, diesen Analyseschwerpunkt methodisch kurz einzuordnen und zu erläutern, welche Anforderungen sich daraus im Hinblick auf die Arbeit mit autobiographischen Quellen ergeben. Dabei möchte ich darauf hinweisen, dass trotz aller bisher eingeforderten theoretischen Stringenz (die im Sinne der erkenntnistheoretischen Aufwertung autobiographischer Quellen im Rahmen des Zeitschichten-Modells durchaus notwendig ist) die methodischen Instrumente der Quellenanalyse in keinem Fall als „ein dogmatisiertes Ideengerüst deduktionistisch an Individuen heranzutragen“ sind. Ganz im Sinne von Platos darf eine differenzierte Methodik – auch wie sie hier im Rahmen der Koselleck'schen Historik bisher entwickelt wurde – nicht dazu führen, dass die Quellen letztendlich „nur als Illustrationen für anderswo gewonnene These dienen“ (v. Plato 2009/2010, 31). Die weiter oben

getroffenen Feststellung, dass der grundsätzliche, subjektive Gehalt autobiographischer Quellen deren Erkenntniswert für die historische Forschung nicht a priori mindert – sofern man ihn erst theoretisch (hier mit dem Zeitschichten-Modell) und in dessen Rahmen dann auch methodisch angemessen zu handhaben versteht – soll im Weiteren durchaus als Hinweis auf eine gewisse Offenheit des Verfahrens verstanden werden. Gerade hier bieten sich, meiner Ansicht nach, vielfältige Anknüpfungspunkte an das Modell Kosellecks, da sich die dort beschriebenen Kategorien immer noch inhaltlich und fallbezogen hinreichend individualisieren lassen, um eben nicht in die Falle eines theoretischen Dogmatismus zu tappen. Anders gesagt: Das Zeitschichten-Modell stellt auf einer Meta-Ebene zwar Kategorien bereit, welche die Bedingungen möglicher Geschichten aufzeigen können, aber die daraus dann tatsächlich entstandenen (und autobiographisch konstruierten) Geschichten sind ganz im Sinne der Multiperspektivität des Kollektivsingulars Geschichte in jedem Fall in ihrem individuellen Gehalt zu würdigen.

7. Fazit

Ein an dem Paradigma der Erfahrungsschichtung ausgerichtetes Modell über Autobiographien ist in der Lage, die Verflechtungen von Schreibgegenwart, erlebter und erinnerter Vergangenheit sowie deren retrospektive Konstruktion in Form der eigenen Biographie eingehend in Beziehung zu setzen. Die autobiographischen Quellen können somit in ihrer komplexen Mehrdimensionalität aufgeschlüsselt und für genuin historische Fragestellungen – auch mit der Verfeinerung des Analyserasters durch sozialisationstheoretische Ansätze – nutzbar gemacht werden. Vor dem Hintergrund des Zeitschichten-Modells wird es möglich, einen theoretischen Meta-Rahmen zu setzen, innerhalb dessen Erfahrungssammlung, -schichtung und -verarbeitung analysiert werden kann, zumal dessen Anschlussfähigkeit an spezifische sozialwissenschaftliche Theorien hier deutlich geworden sein dürfte.

Für die Untersuchung der autobiographischen Selbstzeugnisse Hubert von Rankes hat sich diese Konzeption als durchaus erkenntnisfördernd erwiesen. Demnach sind bestimmte Zeitabschnitte eines Lebenslaufs erst dann der autobiographischen Retrospektive geöffnet, wenn die Geschichtlichkeit des eigenen Lebens an einem bestimmten Punkt auch die Maßstäbe für ihre Bewertung mit hervorgebracht hat. Es müssen Kriterien hinzukommen, die eine Rekonstruktion früherer synchroner Faktoren mit sprachlichen Mitteln erst bedingen. Insofern ist sicherlich einer dieser Maßstäbe immer in der schreibgegenwärtigen Kommunikationssituation des Autors zu suchen. Besonders dann, wenn es im Fall von Kriegserinnerungen im Kontext öffentlich ausgetragener und moralisch aufgeladener Erinnerungskonkurrenzen um die nachträgliche Bewertung bestimmter historischer Ereignisse und Zeiträume geht, also jene überindividuellen Bedingungsfaktoren autobiographischen Schreibens ins Spiel kommen, die als Deutungsangebot nicht selten den Widerspruch des Autobiographen herausfordern und dann zugleich wesentlicher Schreibanlass unter dem Paradigma der nachträglichen Rechtfertigung des eigenen früheren Tuns und Erlebens sind. Die Primärerfahrung des Autobiographen meldet ihren Einspruch an, und mit dem Schreiben über die eigene Vergangenheit ist unter diesen sozialkommunikativen Bedingungen dann auch immer schon eine Vorentscheidung für bestimmte Narrative verbunden.

LITERATUR

- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn.
- Bindrich, Oswald und Susanne Römer (1991): *Beppo Römer. Ein Leben zwischen Revolution und Nation*, Berlin.
- Coppi, Hans et al. (2001): *Aufbruch. Dokumentation einer Zeitschrift zwischen den Fronten*, Koblenz.
- Delacor, Regina M. (1999): „Auslieferung auf Verlangen“? Der deutsch-französische Waffenstillstandsvertrag 1940 und das Schicksal der sozialdemokratischen Exilpolitiker Rudolf Breitscheid und Rudolf Hilferding, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 47. Jg., 217-242.
- Depkat, Volker (2003): *Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 29. Jg., 441-476.
- Depkat, Volker (2004): *Nicht die Materialien sind das Problem, sondern die Fragen, die man stellt. Zum Quellenwert von Autobiographien für die historische Forschung*, in: Thoman Rathmann und Nikolaus Wegmann (Hg.): „Quelle“. *Zwischen Ursprung und Konstrukt. Ein Leitbegriff in der Diskussion*, Berlin, 102-117.
- Depkat, Volker (2007): *Lebenswenden und Zeitenwenden. Deutsche Politiker und die Erfahrungen des 20. Jahrhunderts*, München.
- Depkat, Volker (2010a): *Plädoyer für eine kommunikationspragmatische Erneuerung der Quellenkunde*, in: Patrick Merziger et al. (Hg.): *Geschichte, Öffentlichkeit, Kommunikation. Festschrift für Bernd Sösemann zum 65. Geburtstag*, Stuttgart, 205-221.
- Depkat, Volker (2010b): *Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Geschichtswissenschaft*, in: *BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 23. Jg., 170-187.
- Dilthey, Wilhelm (1981): *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*, Frankfurt a. M.
- Enzensberger, Hans Magnus (2008): *Hammerstein oder der Eigensinn. Eine deutsche Geschichte*, Frankfurt a.M.
- Gadamer, Hans-Georg (1975): *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen.
- Gestrich, Andreas (1988): *Einleitung: Sozialhistorische Biographieforschung*, in: Andreas Gestrich (Hg.): *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen, 5-28.
- Heidegger, Martin (1979): *Sein und Zeit*, Tübingen.
- Heinze, Carsten (2007): *Der paratextuelle Aufbau der Autobiographie*, in: *BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 20. Jg., 19-39.
- Heinze, Carsten (2010a): *Autobiographie und zeitgeschichtliche Erfahrung. Über autobiographisches Schreiben und Erinnern in sozialkommunikativen Kontexten*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 36. Jg., 93-128.
- Heinze, Carsten (2010b): *Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie. Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung*, in: *BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 23. Jg., 201-231.
- Heinze, Carsten und Arthur Schlegelmilch (2010): *Autobiographie und Zeitgeschichte. Einleitung*, in: *BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen*, 23. Jg., 167-169.
- Hoffmann, Stefan-Ludwig (2011): *Zur Anthropologie geschichtlicher Erfahrungen bei Reinhart Koselleck und Hannah Arendt*, in: Hans Joas und Peter Vogt (Hg.): *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, Berlin, 171-204.
- Holdenried, Michaela (2000): *Autobiographie*, Stuttgart.

- Institut für Zeitgeschichte – München (1981): Ranke, Hubert von, Journalist, Schriftsteller. Korrespondenzen, Aufzeichnungen, unveröffentlichte Manuskripte, Nachlass ED 161/1-13.
- Joas, Hans und Peter Vogt (Hg.) (2011): *Begriffene Geschichte*. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks, Berlin.
- Koselleck, Reinhart (1975): *Geschichte, Historie*, in: Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe*. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Stuttgart, 647-715.
- Koselleck, Reinhart (1989): *Vergangene Zukunft*. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M.
- Koselleck, Reinhart (2003): *Zeitschichten*. Studien zur Historik, mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer, Frankfurt a.M.
- Markowitsch, Hans J. (2002): *Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht*, in: BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 187-201.
- Plato, Alexander von (2009/2010): *Geschichte und Psychologie – Oral History und Psychoanalyse*. Problemaufriss und Literaturüberblick, in: Alexander von Plato und Almut Leh: *Studienbrief Erfahrungsgeschichte, Kurseinheit 1: Erfahrungsgeschichte als Konzept*, Historisches Institut, FernUniversität in Hagen, 8-47.
- Schlegelmilch, Arthur (2011): *Politische „Grenzgänger“ in der Viersektorenstadt Berlin (1945-1948)*. Überlegungen zu einer historischen Quellenkritik der Autobiographie, in: *Mitteilungsblatt des Instituts für soziale Bewegungen (Hg.): Biografische Ansätze zur Geschichte der Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert*, Essen, 51-72.
- Tossdorf, Reiner (1993): *Ein Moskauer Prozess in Barcelona*. Die Verfolgung der POUM und ihre internationale Bedeutung, in: Hermann Weber und Dietrich Staritz (Hg.): *Kommunisten verfolgen Kommunisten*. Stalinistischer Terror und „Säuberungen“ in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreissiger Jahren: Beiträge des Internationalen wissenschaftlichen Symposiums an der Universität Mannheim „Weisse Flecken“ in der Geschichte des Weltkommunismus vom 22. bis 25. Februar 1992, Berlin, 193-216.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2005): *Autobiographie*, Stuttgart.
- Welzer, Harald (2002a): *Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses – ein Thema für die Biographieforschung*, in: BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 15. Jg., 163-168.
- Welzer, Harald (2002b): *Was ist das autobiographische Gedächtnis, und wie entsteht es?*, in: BIOS-Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 15. Jg., 169-186.
- Welzer, Harald (2008): *Das kommunikative Gedächtnis*. Eine Theorie der Erinnerung. München.